

Ulrich Beck

Die Ich-weiß-nicht-was-soll-ich-wählen-Wahl

Wenn mich jemand fragte (aber mich fragt ja niemand), was ist europäische Identität, würde ich antworten: Vielleicht ist es europäisch, über sich selbst zu lachen? Ein wunderbares Sprichwort sagt: *Der Mensch denkt, Gott lacht*. Vielleicht kann man es – ironisch! – dahingehend abwandeln: *Deutschland denkt, Europa lacht*. „Mir gefällt der Gedanke“, schreibt Milan Kundera, „daß die Kunst des Romans als Echo auf Gottes Lachen zur Welt kam.“

Warum aber lacht Europa? Weil die Welt unbegreiflich ambivalent geworden ist, vieldeutig und Europa die Gewißheit abhanden gekommen ist. Die religiöse Gewißheit, die politische Gewißheit, ja sogar die wissenschaftliche Gewißheit. Europäer lieben, was Fundamentalisten hassen: daß die Gegensätze der Welt sich in der eigenen Biographie brechen. Daß die Sehnsucht nach Gemeinschaft am unberechenbaren Individualismus scheitert. Auch am Individualismus der Frauen, an dem wiederum die Männerherrschaft zerbröckelt, obwohl... Und wir lächeln, auch wenn die Illusion der unersetzbaren Einmaligkeit des Individuums zerplatzt. Wenn aber die europäische Gewißheit, die Weisheit der Ungewißheit geworden ist, dann hat das grundstürzende Folgen. Dann kann man beispielsweise keine Weltkriege mehr führen. Es ist diese Ironie der Ungewißheit, die ein europäisches Wunder ermöglicht hat: aus Feinden wurden Nachbarn! Das lachende Europa hat das Undenkbare vollbracht, das Gewaltmonopol hochgerüsteter Nachbarstaaten in ein Gewalttabu umzuwandeln. Dem Lachen des braven Soldaten Schwejk über den Krieg und sich selbst ist keine Propaganda gewachsen.

Deutschland hat genügend Gründe über Deutschland lachen. Aber es gelingt nicht. Denken Sie daran, wie grundkomisch die Situation war, als Bundeskanzler Schröder die SPD- und Grünen-Abgeordneten des Deutschen Bundestages dazu aufforderte, ihm das Vertrauen des Mißtrauens zu schenken. Einige waren dazu nicht bereit. Sie vertrauten ihm, ergo mißtrauten seinem Mißtrauensantrag. Die Opposition, das inkorporierte Mißtrauen, schenkte ihm dagegen ihr volles Vertrauen. Nie zuvor hatte er soviel Zustimmung gewonnen! Wenn diese Zustimmung zum Mißtrauens-Antrag zum richterlichen Maßstab des Bundesverfassungsgerichts gemacht worden wäre,

hätte es nun wirklich keinen Grund gegeben, den Bundestag aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben. Und wenn die Anzeichen augenblicklich nicht täuschen, wird dieser grandiose, vom zustimmenden Mißtrauen getragene Abgang sein letzter großer Auftritt gewesen sein. In der arbeitslosen Vollbeschäftigungs-Republik ist es offenbar außerordentlich schwierig für einen Bundeskanzler, arbeitslos zu werden. Und doch auch wieder nicht. Man muß sich nur in einer geradezu schockierenden Selbstgerechtigkeit angesichts von fünf Millionen Arbeitslosen mit derselben Regierungsmannschaft und einem engagierten Weiter-So zur Wiederwahl stellen...

Dies ist alles nur die Einleitung, um auf die „strukturelle Ironie“ (darunter geht es nicht im „deutschen Diskurs“) des Deutschlands vor der Wahl hinzuweisen. Irgendwie haben wir es mit einer Ich-weiß-nicht-was-soll-ich-wählen-Wahl zu tun. Es ist nicht schwer vorherzusagen, daß derjenige oder wohl doch diejenige, die (aller Voraussicht nach) gewählt werden wird, nur gewählt werden wird, weil man zweierlei nicht will: Man will nicht, nicht wählen. Und man kann sich nicht durchringen, noch einmal für Schröder/Fischer zu stimmen. Aus diesem Nicht-Nicht entsteht das augenzwinkernde, gequälte Nicht-Ja, das unsere zukünftige Regierung trägt.

Das hat sicher auch damit zu tun, daß die Aussicht, in Zukunft den Nebelworten von Frau Merkel gnadenlos ausgeliefert zu sein, Fluchtreflexe auslöst. Sie ist eine Künstlerin des wortreichen Verschweigens. Und plötzlich hört man genauer hin. Sie sagt, sie habe eine „schlagkräftige Truppe“ (gemeint ist das „Kompetenzteam“). Nichts sagen, aber das mit militanten Floskeln - Sprache ist stellvertretendes Handeln. Der Merkel-Westerwelle Fluchtreflex: das ist die eigentliche Letztchance des entrückten Schröders!

Ich deute das als eine strukturell ironische Situation. Nicht nur ist das Vertrauen in die Gestaltungsmacht von Politik verloren gegangen. Auch die vertrauten Begriffe und Denkmuster greifen nicht mehr, um unsere Lage zu verstehen. Wie wird es möglich, zugleich eine Einsicht über unsere Lage zu gewinnen und über uns zu lachen?

Ich schlage vor, diese Ironie der Lage Deutschlands mit den Augen Franz Kafkas zu entziffern. Ich lese Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“ als eine filigrane Diagnose der unfreiwilligen Komik in der Krise des deutschen Normalitätsbewußtseins. Bei

Kafka wacht Gregor Samsa eines Morgens auf und sieht sich in einen Käfer verwandelt, der hilflos auf dem Rücken liegt und mit seinen dünnen Beinchen strampelt. Samsa ist Deutschland, das eines Morgens aus seinem Nachkriegstraum von immerwährender Prosperität erwacht und sich in seinem Sozialstaatsbett in einen wachstums- und perspektivelosen europäischen Paria verwandelt sieht. Samsa und Deutschland wollen ihre Lage nicht wahrhaben. Alles Strampeln mit den (Reform-)Beinchen bringt sie nicht wieder auf die Füße. Worin liegt die Komik? Alle reden von Reformen, Reformen, Reformen, bis es niemand mehr hören kann, und diese Vokabel aus der politischen Sprache gestrichen wird. Das ändert aber nichts daran, wir stellen die Nachrichten an, und seit Jahren gibt es dieselben Meldungen über Mehrwertsteuer, Dosenpfand, Eigenheimzulage, Kilometerpauschale, Steuern hoch, Steuern runter. Wir haben so etwas wie eine rituelle Krise, begleitet von ständigem Untergangsgeraune. Nehmen Sie die Rede vom 21. Juli, mit der der Bundespräsident die Lage kennzeichnete, die Neuwahlen nötig macht: „Unser Land steht vor gewaltigen Aufgaben. Unsere Zukunft und unsere Kinder stehen auf dem Spiel. Millionen von Menschen sind arbeitslos, viele seit Jahren. Die Haushalte des Bundes und der Länder sind in einer nie dagewesenen, kritischen Lage. Die bestehende föderale Ordnung ist überholt. Wir haben zu wenige Kinder, und wir werden immer älter. Und wir müssen uns im weltweiten, scharfen Wettbewerb behaupten. In dieser ernstesten Situation braucht unser Land eine Regierung, die ihre Ziele mit Stetigkeit und Nachdruck verfolgen kann.“ Die Deutschen sind beides: immer noch Exportweltmeister und immer noch Weltmeister im Jammern. Aber die wirklich entscheidenden Fragen werden nicht gestellt.

Die Parteien bewegen sich in drei wesentlichen Punkten in einem Konsens: Sie nennen als Ziel die Wiederherstellung der Vollbeschäftigung; sie verfolgen dieses Ziel im nationalstaatlichen Rahmen; und sie setzen dabei alle auf eine mehr oder weniger neoliberale Medizin. Alle drei Prämissen sind fragwürdig.

Die alte Gleichung, daß Wachstum Arbeitsplätze schafft, gilt offenbar nicht mehr. Wir haben es mit einer Fragilisierung des Arbeitsmarktes zu tun. Ich nenne das auch „Brasilianisierung“. Das heißt: Traditionelle Beschäftigungsverhältnisse, die soziale Sicherheit und einer ganzen Familie ein Auskommen garantieren, nehmen ab. Was jedoch bisher als Ausnahme galt, also wechselnde Jobs, von denen manchmal mehrere gleichzeitig wahrgenommen werden müssen, um eine Familie

durchzubringen, wird jetzt auch in Europa Normalität. Das „Job-Wunder“ einiger europäischer Länder, z.B. Großbritanniens, beruht genau darauf. Es handelt sich dabei nicht um eine „Vollbeschäftigung“ im alten Sinne, mit der auch die Probleme der sozialen Sicherungssysteme gelöst wären.

Daraus leitet sich eine zentrale Aufgabe der Politik ab: Sie müßte zunächst einmal die Erwartungen verändern, nicht aber dauernd neue falsche Erwartungen erwecken, nämlich die: Es können – vorausgesetzt, es werden endlich die entscheidenden Hebel umgestellt - durch Wachstum neue, sichere Jobs für alle entstehen.

Deutschland wird also eine Gesellschaft, in der drei Grundbegriffe – das Risiko, die Freiheit und das Weniger – neu aufeinander abgestimmt werden müssen. Konkret gesagt heißt das für viele, daß es gemessen an den bisherigen Prosperitätsstandards für sie bergab geht. Unser Weniger ist für aufstrebende Länder wie Polen, Slowakei, China ein erstrebenswertes Mehr. Weil es Deutschland lange Zeit so gut ging, weil viele Menschen auf der Welt gerne die deutschen Probleme hätten, verwandelt Deutschland sich in eine „Gesellschaft des Weniger“: weniger Arbeitsplätze, weniger Sicherheit, weniger Reichtum für die meisten. Jede Nachricht des Weniger – also: die Massenarbeitslosigkeit steigt oder pendelt sich unter knapp fünf Millionen ein – nimmt die Regierung, insbesondere der Silberstreif-Minister Clement, zum Anlaß, um gnadenlos Zwangsoptimismus zu verbreiten. Inzwischen ist der „Silberstreif“ am Horizont so grell, daß wir alle eine Sonnenbrille, ja eine Gletscherbrille brauchen! Das alles gehört zur herrschenden Ideologie des Reformismus, der mit technokratisch verstümmelter Sprache über alles herfällt, ständig seine euphorischen Etikettierungen mit der Wirklichkeit verwechselt und blind ist und macht für die Wirklichkeit des Gegenteils und des Leidens, das er in die Welt setzt.

In diesem Sinne ist die objektive Ironie (über die wir gar nicht lachen können!) der deutschen Selbsttäuschungen schwer mit sozialwissenschaftlichen Begriffen zu fassen, aber gut mit der Kafkaschen „Verwandlung“. Diese ist eine herausragende Parabel für die strukturelle Ironie der Zweiten Moderne. Bei der deutschen schlechten Laune und gar nicht so schlechter Lage, handelt es sich um eine Verwandlung und nicht um eine Krise. Es gibt also kein Zurück zum alten Zustand. Die Theorie der Zweiten Moderne besagt, daß die Radikalisierung der Prinzipien der Moderne – Autonomie des Individuums, Markt, Rationalisierung etc. – den

Institutionen der Ersten Moderne – also vor allem dem Nationalstaat und der Vollbeschäftigungsgesellschaft – den Boden entzieht. Wie in der „Verwandlung“ geschieht etwas mit uns, das wir nicht wollen und zunächst auch nicht wahrhaben wollen und verstehen können. Es entsteht eine immer größere Diskrepanz zwischen unserer Lage und unseren Begriffen von Wirklichkeit und Normalität. Und der Käfer strampelt solange mit seinen dünnen Beinchen hilflos in der Luft herum, wie er sich weigert, die neue Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen. Die Krise und der Schlüssel zu ihrer Beantwortung liegen im Kopf. Und das beschreibt Kafka mit unglaublicher Präzision. Kafka ist ein Klassiker der Soziologie. Womit die Soziologie Schwierigkeiten hat, nämlich die Ironie der Lage zu verstehen, in der die Radikalisierung der Prinzipien der Moderne das Unberechenbare, Unerwartete normalisiert, gelingt der Dichtung hinreißend. Der Mainstream der Soziologie versucht das, was sich in unserer Gesellschaft vollzieht, als „sozialen Wandel“ zu verniedlichen und bleibt blind für die „Paradoxien der Verwandlung“.

Diese Gesellschaft ist erstarrt in Routinen der Selbstreflexion. Alle beklagen den Dissens. Wenn es doch Dissens gäbe! Die SPDCDUFDPGRÜNENEUELINKE-Parteiprogramme predigen alle dasselbe: Wachstum, Wachstum, Wachstum. Und es durchzieht sie gleichermaßen die Vorstellung, der polnische Arbeiter müsse so teuer werden wie der deutsche, sonst lassen wir ihn nicht rein. Das ist völlig unreal! Das sind die in der Luft strampelnden Beinchen Gregor Samsas. Wie er versuchen wir mit den alten Vorstellungen auf die neuen Herausforderungen zu reagieren, auf die Probleme, die uns quälen. Beispielsweise die Sozialstaatskrise oder das Altern der Bevölkerung – es sind keine nationalen, sondern mindestens europäische Probleme. Das ist die eigentliche Bilanz der sieben Jahre von Rot-Grün.

Heißt das, es kann einen dritten Weg geben zwischen dem alten deutschen Sozialstaat und einer radikalen Marktlösung? Der einzelne Staat ist machtlos, Europa kann uns retten? Aber kann Europäisierung überhaupt eine Antwort auf globale Probleme sein? Und ist Europa überhaupt noch eine Hoffnung nach dem Nein der Franzosen und Niederländer zur Verfassung?

Ja, obwohl ich diese böse Ironie in Ihrem Tonfall, lieber Zuhörer, tadeln muß. Europa ist sozusagen eine Lösung mittlerer Reichweite, in der Antworten auf globale Abhängigkeiten erprobt werden können. Ich weiß, das stimmt nicht mit dem Nein der

Franzosen und Niederländer zu der Europäischen Verfassung überein. Aber ist das nicht wieder eine falsche Erwartung, daß ausgerechnet in einem 25-Länder-Europa das Gelingen soll, was schon am Abendbrotstisch einer ganz normalen Familie nicht gelingt, nämlich daß alle einstimmig Ja sagen zu der „Verfassung“, wer den Abwasch macht und wer nicht? Haben wir die Erwartung, daß alle Ja sagen, immer noch nicht mit dem Stalinismus und der DDR begraben? Nein zu sagen zu der Europäischen Verfassung ist durchaus ein Stück europäischer Demokratie. Und das Nein kann auch einem Ja zu Europa entspringen.

Ich plädiere dafür, daß ein Deutschland im historischen Streß und mit dem Gallengeschmack schlechter Laune auf der Zunge, nicht das in den Schmutz tritt, was aus guten Gründen politischer Hoffnungsstoff ist. Und damit meine ich vor allem Europa und einen Kosmopolitismus, der sich gegen einen Nationalismus der Not stemmt. Es ist, wie gesagt, geglückt, in Europa ein zwischenstaatliches Gewalttabu zu errichten. Jetzt gilt es, ein ähnlich utopisches Ziel zu verwirklichen: eine Gesellschaft, in der Vollbeschäftigung nicht mehr das zentrale Ziel ist, eine Gesellschaft, in der Demokratie nicht mehr nur national definiert wird, eine Gesellschaft, in der Grundsicherung etabliert wird, damit neue Aktivitäts- und Identitätsformen jenseits der Erwerbsarbeit entstehen können. Ich weiß nicht, wie ein solches Wunder realisiert werden kann, aber ich weiß, daß auf diesem Weg die meisten unserer Probleme – wenn überhaupt – gelöst werden können.

Aber ist das nicht eine romantische Vorstellung? Im Augenblick ist doch in allen europäischen Ländern das Gegenteil zu beobachten. Nein, das ist Realismus, kosmopolitischer Realismus. Umgekehrt gilt: Der Rückzug auf den Nationalismus ist rückwärtsgewandter Idealismus, der die Welt nicht mehr versteht. Es fehlt in Deutschland vor allem an einem: an einer Öffnung für die globalisierte Welt. Wer das zur Sprache bringt, hat meine Stimme gewonnen. Die Gretchenfrage lautet: Wie hältst Du es mit Europa? Oder spezifischer: mit der Türkei in Europa?

Woran also mangelt es den Deutschen? Sicher an Arbeitsplätzen und dem großen, ganzen Undsoweiter. Aber auch an einem guten Stück Europa: dem Lachen über sich selbst. Ich will damit nicht sagen, daß das Lachen über sich selbst neue Arbeitsplätze schafft. Aber ausschließen möchte ich es auch nicht.